

Lucertola

Autor(en): **Chappuis, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 5

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665768>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sein Haupt, die dunklen Augensterne wurden grau.

„Herr... Pfar—rer schnell...“

„Mein Sohn! Wenn du deine Seele —“

Der Priester faßte den Sinkenden und legte sein müdes Haupt sachte auf das Kissen, das sanft hinschwindende Gesicht neigte sich ergebungsvoll, und die dürrn Lippen lispelten demütig im Beichttone:

„Mein... Lebtag... ge—ar—beit... und ...“ —

Kein Laut mehr.

Sie gingen nach und nach alle fort, nur der Nachbar Krippenmacher blieb neben dem toten Weber sitzen die ganze lange Nacht.

Das Licht erlosch; doch er zündete es nicht wieder an, der Mond schien ja hell und klar in die öde Stube, und als der Totenwächter im

Halbschlaf so hinschaute auf den leeren Webstuhl, da war es ihm, als schwebe das Schifflein geräuschlos hin und her, als bewege sich der Treter unhörbar, und dann sah er plötzlich die schlanke Gestalt des Toten, der lautlos alle Fäden des Gewebes entzweischchnitt.

Der Krippenmacher riß sich die Augen, nahm die starre Hand des Webers in seine beiden Hände, schüttelte sie feierlich und sagte dann, um sich Mut zu machen, recht laut:

„Nein, nein, du bist und bleibst tot, du armer Kerl, Gott geb deiner Seel die ewige Ruh! Aber — er nickte dem stillen Nachbar versichernd zu — der Krippenmacher wird Wort halten und sorgen für die zwei.“

Und der Nachbar „Krippenmacher“ hat ehrlich Wort gehalten.

Dem Vater.

Ein Röcheln, Seufzen, noch ein Hauch,
Noch einer — nun erstarb der auch,
Und eine Stille zog ein ins Gemach,
Im Ohr nur spukt mir das Röcheln nach.

Sein Auge gebrochen, sein Antlitz leer —
Wer war das dort im Bette, wer?
Mein Vater, fünf Jahre hat's dich geplagt,
Und hatte das Hirn dir im Haupte zernagt
Und hatte die Seele dir krank gejagt,
Bis sie schwach und verwirrt
Umhergeirrt —

Dies Duldergesicht da, ich deckt es zu,
Das warst nicht du!

Wie warst du doch? Was ging übers Land,
Seit ich dich, Vater, nicht mehr gekannt?
Statt deiner sah ein Greis mich an,
Ein müder, stumpfer, zerfallner Mann.
Wie warst du doch? Auf wallte mein Blut
Vor Schmerz nicht nur, noch mehr vor Wut.
Und ich zerdrückte die kühlen Hände:
Ist das das Ende?

Da, wie ich das Tuch dir riß vom Gesicht,
Da taumelte ich, da faßt ich's nicht . . .

Was du gelitten all die Zeit,
Von deinem Haupte weg war's weit.
Doch ob du klug und fein und klar
Und vornehm gewesen und treu und wahr —
So über alles edelschön
Hatt' ich dich doch noch nie gesehn!
Ja, all das Große, das ernst und gut
Dein Leben lang in dir geruht —
Zerrissen hat es allen Flor,
Aus seinen Tiefen stieg's empor,
Daß nun von deinem Angesicht
Herleuchtete ein Seelenlicht,
Daß wie von einem erhabenen Thron
Du gütig dich neigtest deinem Sohn.
Dann zog wohl Stund auf Stunde hin,
Daß ich so bei dir gewesen bin.
Hab dir erzählt, hab dich befragt,
Und freundlich hast du mir Antwort gesagt,
Bis zwischen Sohn und Vater war
Das letzte gut, das letzte klar.
Dann hab ich dir ruhig geküßt die Hand
Und wieder mich ins Leben gewandt.

Ferdinand Venarius.

Lucertola.

Von Edgar Chappuis.

In langen Reihen lagen sie Bett an Bett auf der sonnigen Terrasse des Lungen-sanatoriums Agra hoch über dem Luganersee. Blasse, abge-

magerte Gesichter, glänzende Augen, rote Bäckchen von ungesunder Farbe. Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel. Der Blick

schweifte über das hügelige Land bis zum tiefblauen See hinunter. Es war schön und friedlich, und die Kranken waren in Sinnen versunken und erfreuten sich des herrlichen Landschaftsbildes, des einzigen, das ihnen in ihrer trostlosen Leere und Ede, in ihrer erzwungenen Untätigkeit geblieben war, vom reichen, großen Leben dort draußen, aus dem sie die tödliche Krankheit gerissen.

Hin und wieder klang ein trockenes, rauhes Hüpfeln. Die Kranken schauten in die Ferne, den Kopf voller Gedanken wehmütiger Art, voll von Erinnerungen an vergangene gesunde Tage, aber auch neue Hoffnung keimte auf, der Glaube an baldige Genesung in dieser reinen, sonnigen Höhenluft.

In langer Reihe lagen sie nebeneinander, junge Mädchen, Frauen und Männer, alle durch gemeinsames Leid zu einer einzigen großen Familie vereinigt. Die kranken Lungen atmeten tief die belebende Luft in sich. Sonne nichts als Sonne, die heilen mußte, denn sie war ja Sponderin von Gesundheit und Leben.

Unter den Sanatoriumsgästen befand sich auch eine junge, kaum zwanzigjährige Mailänderin, Giuseppina Corti, die sich im ungefunten Klima der großen lombardischen Hauptstadt die böse Krankheit zugezogen. Nun befand sie sich seit einigen Wochen hier zur Erholung, genoß das schöne Bild von See und Bergen, lag ganz still und schaute aus ihren schwarzen, großen Augen lächelnd in die sie umgebende Natur. Sie wollte, sie mußte bald gesund werden. Denn warteten nicht daheim der babbo und die mamma auf sie, Carlo, der Bräutigam, der ihr fast täglich schrieb? So war sie geduldig und folgsam, wie es der Arzt befohlen. Es würde ja nicht mehr lange gehen, so durfte sie wieder heim nach Mailand, der gewaltigen Stadt mit ihrem Leben und Treiben.

Die Sonne schien. Rings breitete sich der Friede ländlicher Einsamkeit. Vom nahen Hühnerhofe klang der muntere, laute Ruf eines unternehmungslustigen Hahns, und man hörte die Hupe des nahenden Postautos, das von Lugano her wieder neue Gäste oder auch Besuche brachte.

Einige Kranke unterhielten sich leise, andere schlummerten, doch immer wieder tönte als Mißklang in die Schönheit das trockene, harte Hüpfeln, immer wieder sah man gerötete Gesichter, angsterfüllte traurige Augen, denn alle befanden sich ja im beständigen Kampfe gegen die

nagende, schleichende Krankheit, die hartnäckig war und an ihrer Lebenskraft fraß.

Ob wohl Carlo am nächsten Sonntag auf Besuch kam? Das war dann immer ein Tag der Freude. Er war so lieb zu ihr, brachte Blumen aus dem väterlichen Garten, Rosen und Nelken, oft auch goldgelbe Mimosen, die so köstlich dufteten und süße Erinnerungen wachriefen.

Da begann es zu rascheln. Ein kleines graugrünes Wesen huschte flink und mit zierlichen Füßchen über den Boden der Terrasse und blieb vertraulich vor Giuseppinas Bett stehen, die runden, kohlschwarzen Stednadelkopfpfüglein zu ihr erhoben, das Schwänzchen hin- und herwippend.

„Lucertola, cara amica!“ flüsterte das junge Mädchen erfreut. Da war sie wieder, die liebe, kleine Eidechse, die ihr so manche Stunde gekürzt, sie so reizend unterhalten hatte. Mit müder Hand warf Giuseppina ihr einige Brotkrumen zu, die sie mit zappelnden Bewegungen ins Mäulchen schnappte, um dann zierlich und flink hin und her zu huschen, sorglos und lebensfroh, von der Sonne beschienen und erwärmt, ein Kind des Südens, welches dem Mädchen wie ein Symbol ungetrübter Lebensbejahung vorkam.

Auf Augenblicke hatte sie ihr Leid vergessen und war ganz in den Anblick des Tierchens versunken. Wie fein seine Bewegungen waren, wie zart und schmiegsam sein weicher, biegsamer Körper! Alles sprühte von Bewegung und Freude, vom Kopf bis zur Schwanzspitze, die in ständiger Bewegung war.

Auch die andern Kranken waren aufmerksam geworden. Das Eidechselein war hier ein gern gefeher Gast. Es konnte so gut unterhalten, war so harmlos und spaßig, wenn es versuchte, irgendwo an glatten Bettpfosten herauf zu krabbeln, um dann flugs wieder herunterzupurzeln, sich erschreckt zu überschlagen, um nach einiger Zeit sein Spiel wieder neu zu beginnen.

Man unterhielt sich über das Tierchen. Einige wußten von großen Exemplaren in den Tropen zu erzählen, die aber weniger gemütlich waren und eher an kleine Alligatoren erinnerten. Ein junger Mann erzählte von einem braun und gelb gefleckten Salamander, der ihn einst auf einem Spaziergang angesprungen. Hu! Ein scheußliches Biest! Und da der Kranke Student war, kam er vom Salamander unwillkürlich auf seine muntere Studentenzeit, erzählte von lustigen Streichen als Fuchs, und die andern lauschten, folgten seinem Berichte aus einer Welt, wo

man nicht krank war, nicht stille liegen mußte, wo man sich seiner Jugend freuen konnte.

So war die Lucertola eine willkommene Unterhaltung, und wenn das unruhige Tierchen irgendwo im grünen Gerank der Glycinen verschwand, bedauerte man sein Fortgehen, denn nun war man wieder mit seinen Gedanken allein, blieb sich überlassen und hörte nichts anderes als das Hüfteln und Stöhnen, wohl auch leises, unterdrücktes Weinen, das ja niemand merken sollte.

Die Sonne verschwand hinter den blauen Bergen bei Ponte Treja. Die Luft wurde kühl. Ein Bett nach dem andern wurde wieder in die Zimmer geschoben. Zwischen den vier Wänden war es nicht mehr so lustig. Es roch wohl auch nach Mitteln, nach Kreosot und andern übelriechenden Medikamenten, und bald kam die lange Nacht, in der man oft nicht zu schlafen vermochte, in der man husten mußte, unerbittlich, grausam und es einem schien, als zerreiße etwas tief innen in der Brust.

Giuseppina lag schlaflos und wälzte sich hin und her. Die Lucertola hatte es gut. Sie wußte nichts von Menschenleid. Nun schlief sie wohl irgendwo unter einem duftenden, blühenden Zweige, weich ins hohe Gras gehuschelt, das Körperchen leise atmend, die Augen geschlossen, sorglos, froh in ihrem unbeschwertem harmlosen Tierdasein und brauchte nicht zu denken, sich nicht zu grämen, war gesund, gedankenlos, wunschlos.

Es folgten trostlose Regentage. Unablässig goß es vom wolkensternen Himmel. Tief unten lag der See düster und grau, und die schönen Berge hatten sich hinter eine weißgraue Nebelwand verkrochen. Am Sonntag hatte Carlo seine Braut nicht besuchen können. Still und ergeben war sie den ganzen Tag dagelegen, einsam und ihren Gedanken nachgehend, die wenig froh waren. Sie fühlte sich nicht wohl. Hatte Schmerzen, hustete viel. Der Arzt, der sie täglich untersuchte, sprach ihr Mut zu. Es würde schon gehen. Sie sei noch so jung und stark. Es brauche Zeit, brauche immer wieder Geduld. Er erzählte von schönen Heilerfolgen, die er hier oben gehabt. Schwerkranken Patienten seien gesund entlassen worden und hätten wieder ihrem Verdienste nachgehen können.

„Ja, andere, Herr Doktor. Aber ich wohl nicht. Ich bin zu krank.“

„Nein, nein, Signorina! Nur nicht den Kopf

hängen lassen! Bald kommt wieder die Sonne, da können Sie hinaus an die Wärme und bald auch hinunter in den Garten, der so hübsch ist.“

Giuseppina lächelte traurig. Der Mann meinte es gewiß gut. Er tat ja nur seine Pflicht, lebte ganz seinen Kranken und war immer freundlich, immer zu einem fröhlichen Spaß aufgelegt, der ermuntern sollte. Ob das der Krankheit half? Sie wußte es nicht, fühlte sich bloß elend und schwach.

Die Regentage verschwanden. Hell und heiß lachte wieder die Sonne. Giuseppina lag bei weit geöffnetem Fenster in ihrem Bett. Heute hustete sie weniger, heute vermochte sie müheloser zu atmen und verspürte auch keine Schmerzen.

Da kroch ein kleiner Schatten über das weiße Fensterbrett. Es huschte blitzschnell vorbei, blieb äugend stehen, bewegte das Schwänzchen.

„Lucertola mia!“ Mit einem kleinen Freuden-schrei hatte sich das junge Mädchen im Bett aufgerichtet. Nun war sie wieder da, die liebe, kleine Eidechse, ihr Freund, war sogar in ihrem Zimmer, für sie ganz allein. Wie lieb das war! Das Eidechslein huschte hin und her, versuchte am Fenster emporzuklettern, purzelte mit drolligen Bewegungen hinunter, trieb sein munteres, kindliches Spiel und freute sich der Sonne. Giuseppina sprach leise mit ihm in ihrer wohlklingenden Muttersprache. Die Lucertola war ja auch ein Kind ihrer Heimat, des Südens.

Und die Zeit verstrich. Nun war es der Eidechse gelungen, den Boden zu erreichen. Sie wedelte emsig hin und her, beschnupperte die Bettpfosten, und Giuseppina, welche sich weit hinausgelehnt, bekam sogar ihr kaltes, glattes Näschen zu fühlen. Überall machte sich das Tierchen zu schaffen. Es rumpelte unter dem Waschtisch, sah neugierig unter dem Sofa hervor, unterhielt sich köstlich und fühlte sich ganz sicher im unbekanntem Revier. Da trat die Krankenschwester ein. Die Eidechse lief ihr vor den Füßen vorbei, und sie stieß einen kleinen Schreckensschrei aus: „Puh, eine Eidechse. Schauderhaft. Ich gehe wieder.“ Giuseppina lachte von ganzem Herzen, lachte die würdige, kluge Schwester aus dem Norden aus, und es gelang ihr, sie zu besänftigen. Aber die Lucertola mußte hinaus. So konnte sie dem Fräulein unmöglich das Bett zurecht machen. Wer wußte, wann es dem Tierchen in den Sinn kam, an ihren Beinen heraufzukrabbeln, Puh! — —

Der Arzt kam, faßte das Tierchen mit zwei Fingern und warf es aufs weiche Gras vor dem

Fenster. Arme Lucertola. Jetzt war sie wieder weg. „Schade“, meinte die Kranke, „sie ist so süß.“

Tage und Wochen vergingen. Bei Giuseppina ging es auf und ab. Doch immer fühlte sie sich matt. Wie lange noch? Würde sie jemals wieder gesund? Sie hatte allen Mut verloren. Es war so hart, immer liegen zu müssen.

Wieder stand Bett an Bett auf der sonnenbeschienenen Terrasse. Die Kranken lagen draußen, ließen sich von der Sonne wärmen, hüstelten, sprachen leise zusammen, schwiegen und staunten vor sich hin. Aber trotz Sonne und flutendem Lichte lag es wie eine Beklemmung über ihnen. Ihre Gesichter waren ernster als sonst, die Gespräche wurden noch leiser geführt, die Augen sahen traurig in die Ferne.

Da kam das Eidechselein, munter und zierlich wie immer, machte seine drolligen Vorstellungen, zappelte fleißig hin und her, schnupperte, überpurzelte sich. Man achtete seiner kaum. Keine Brotkrumen wurden geworfen, kein leises Lachen ertönte. Das weiße Bett in der Ecke fehlte. Eine Kranke weniger lag draußen.

Das Eidechselein ging wieder, raschelte durchs Blattwerk und verschwand.

Arme, junge Giuseppina Corti! Sie sah es nicht mehr, ihr liebes Eidechselein mit den schwarzen Augen. Sie lag reglos und alabasterweiß in ihrem Zimmer, ganz mit duftenden Blumen bedeckt, die dunkeln, schönen Augen für immer geschlossen, und an ihrem Lager kniete Carlo, ihr Bräutigam, der zu spät gekommen.

Offenbarung.

Es war an einem grauen, nebligen Herbsttag. An einem jener Tage, die uns ihrer Leblosigkeit wegen schwer die Seele bedrücken, ihre Schwingen lähmen und uns müde machen.

Während des ganzen Tages war ich herumgelaufen in der Stadt; ich hatte manches gesehen und gehört. Nun hatte ich genug von dem unruhigen Getriebe, müde und erschöpft kam ich zu dir, um bei dir auszuruhen. Du führtest mich in dein kleines, heimeliges Stübchen; wir plauderten zusammen, und bald war ich daheim. Gibt es Schöneres, als bei lieben Menschen, die uns Heimat bedeuten, auszuruhen, daheim zu sein? Ich glaube nicht, wenigstens mir bedeutet dies Erholung und Freude zugleich. Wir saßen eine Weile beisammen und redeten von Liebem und Leidem; es tat uns wohl, wieder einmal so ruhig plaudern zu können. Ich erkundigte mich auch nach deinem künstlerischen Schaffen. Da holtest du mir einige Bilder hervor, Werke, die du in letzter Zeit geschaffen hattest. Vor mir stand ein nicht sehr großes Bild; es stellte eine Begonie in einem Blumentopf dar. Aber gerade seiner schlichten Schönheit wegen — nur zwei Blüten von zartem Orange schmückten das kleine, dunkelgrüne Pflänzchen — hatte es mir das anspruchlose Bild angetan. Das Licht, das in fei-

nen Schattierungen das Bild nur wenig belebte, schien seinen Reiz zu erhöhen. Von einem dunkeln Hintergrunde hob sich die Pflanze ab, und alles Licht, alle Sonne schien auf die Blütenblätter allein konzentriert zu sein. Die Blüten leuchteten in reiner Schönheit. Dabei aber zeigte dein Werk nichts Gewolltes und Gemachtes; alles war schlicht und lebenswahr. War es vielleicht gerade seine Einfachheit und Ehrlichkeit, die so wohltuend wirkte? Und auf einmal wußte ich einer Offenbarung gleich: die Blume lebte. Sie hatte dir ihre keuscheste Schönheit gezeigt, und diese Schönheit hatte sich dir als eine Harmonie der Kraft und Freude offenbart. Aus diesem Grunde allein vermochtest du dies Bild zu schaffen, diesem Wunder des Wachsens und Blühens Gestalt zu verleihen. Noch etwas wurde mir zur Gewißheit, von diesem Werk ging eine Kraft aus, die den düstern Tag, das Schwere und Dunkle vergessen machte. Das war künstlerisches Schaffen: Offenbarung des Lichtes, des Reinen, das uns als ein Schein des Ewigen unsern Tag erhellt, uns den Glauben stärkt an diese Mächte, die lebendig sind. Nur oft verstaubt und verschüttet liegen diese Mächte der Wahrheit. Dein Bild war eine Offenbarung der ewigen Wahrheit, die frei macht.

L. M.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütlistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) Ueberlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstr. 19, Zürich.

Inserionspreise für Schweiz. Anzeigen: 1/4 Seite Fr. 180.—, 1/2 Seite Fr. 90.—, 1/4 Seite Fr. 45.—, 1/8 Seite Fr. 22.50, 1/16 Seite Fr. 11.25 für ausländ. Ursprungs: 1/4 Seite Fr. 200.—, 1/2 Seite Fr. 100.—, 1/4 Seite Fr. 50.—, 1/8 Seite Fr. 25.—, 1/16 Seite Fr. 12.50